— der große —

Schmerzenstiller

— heilt —

Rheumatismus, Rückenschmerzen, Verrenkungen, Kopfschmerzen, Zahnschmerzen, Gliederreißen, Neuralgia, Frostbeulen, Brühungen, Geschwulst, Hexenschuß, Brandwunden, Schnittwunden, Verstauchungen, Quetschungen, Hüftenleiden, Gelenkschmerzen.

St. Jakobs Oel

heilt alle Schmerzen, welche ein äußerliches Mittel benöthigen.

Farmer und Viehzüchter

finden in dem St. Jakobs Oel ein unübertreffliches Heilmittel gegen die Gebrechen des Viehstandes.

Jeder Flasche St. Jakobs Oel ist eine genaue Gebrauchs-Anweisung in deutscher, englischer, französischer, spanischer, schwedischer, holländischer, dänischer, böhmischer, portugiesischer und italienischer Sprache beigegeben.

Eine Flasche St. Jakobs Oel kostet 50 Cents (fünf Flaschen für $2.00) ist in jeder Apotheke zu haben oder wird bei Bestellungen von nicht weniger als $6.00 frei nach allen Theilen der Vereinigten Staaten versandt. Man adressire:

The Charles A. Vogeler Co.,
(Nachfolger von A. Vogeler & Co.)
Baltimore, Md.

Kluge Leute sehen sich stets nach einer Gelegenheit um ihr Einkommen zu vergrößern. Wer das nicht thut, bleibt arm. Wir geben Gelegenheit Geld zu verdienen. Wir brauchen Männer, Frauen, Knaben und Mädchen, um für uns zu arbeiten. Jeder kann die Arbeit in seinem Hause thun und viel Geld verdienen. Ausstattung unentgeltlich. Man kann die ganze Zeit oder nur die Mußestunden darauf verwenden. Wegen näherer Angaben wende man sich an Stinson & Co. Portland, Maine.

KIDNEY-WORT

hat sich stets als sicherstes Kurmittel für Nieren Krankheiten bewiesen.

Beweist Ihnen ein lahmer Rücken oder schlechter Urin daß Sie der Krankheit ein Opfer gefallen sind? Dann zögern Sie nicht; gebrauchen Sie Nieren Kraut (Kidney Wort) sofort (alle Apotheker empfehlen es) und Sie werden die Krankheit schnell überwältigen und Ihr System wird wieder hergestellt werden.

An die Damen! Für die ihrem Geschlechte eigenthümlichen Krankheiten, wie z. B. Schmerz und Schwäche, steht Nieren Kraut (Kidney Wort) als Heilmittel unübertroffen da. Es kurirt schnell und sicher. Bei beiden Geschlechtern weichen Unentschlossenheit, Zurückhaltung des Urins, steigelmäßige oder zähe Abführung, und unangenehme zerrende Schmerzen schnell vor der heilenden Kraft dieser Medizin. Preis $1. Bei Apothekern.

KIDNEY-WORT

$72 per Woche kann, wer fleißig ist, zu Hause machen. Das ist Geschäft, Kapital nicht nöthig. Männer, Knaben, Frauen und Mädchen können das Geschäft ausüben. Etwas anderes Geschäft benahlt so gut. Ausstattung frei. Schnell und ehrenhaft Geld zu machen. Man wende sich an True & Co., Augusta, Maine.

„Mütterchen Moskau".

Mit St. Petersburg hört Europa auf, mit Moskau fängt Asien an. Und wenn die russischen Czaren in ihrem Ehrgeiz, für volle Europäer genommen zu werden, auch in St. Petersburg nach strikt occidentalem Muster leben und gelegentlich sogar sterben, (die Regel ist das Letztere freilich nicht), so werden sie doch nicht eher für volle Czaren gehalten, als bis sie im Moskauer Kreml die großen Weihen der Nachfolge Iwan's des Schrecklichen und Peter's des Großen empfangen haben: Noch kein Selbstherrscher und keine Selbstherrscherin aller Reußen hat der alten Hauptstadt des russischen Reiches diesen Tribut versagt. Sie haben sich Alle in ihr krönen lassen, und auch Alexander der Dritte zog soeben in die „Matjuschka Moskwa" ein, um die Krone der Romanows auf sein Haupt zu setzen und dadurch den Beweis zu liefern, daß das göttliche Recht der russischen Selbstherrscher doch stärker ist, als alles Dynamit der russischen Nihilisten.

Wenn man zum ersten Mal Moskaus Häusermeer mit den rothen und grünen Dächern, — so schreibt der Feuilletonist eines deutschen Blattes anläßlich der bevorstehenden Krönung, — mit den goldenen Kuppeln und Kreuzen und den buntbemalten Thürmen der Kirchen erblickt, zum ersten Mal sich von dem fremdartigen Treiben in den Straßen Kitaigorod's umfluthen läßt, so wird man die Begeisterung erklärlich finden, mit welcher der Russe stets von seiner alten Reichshauptstadt spricht. Er sieht in Moskau nicht blos die Stadt, mit derem Namen die heiligsten Erinnerungen aus der Vergangenheit seines Volkes auf's Engste verknüpft sind, sondern es ist ihm auch, im Gegensatz zu der modernen Schöpfung St. Petersburg, die Vertreterin des echten, unverfälschten Russenthums. Sieben Jahrhunderte sind über Moskau dahingezogen, Barbaren-Horden haben es geplündert und verwüstet, gewaltige Brände zu wiederholten Malen die ganze Stadt oder große Theile derselben vernichtet, aber stets ist sie, dem Phönix gleich, aus der Asche wieder erstanden, als das, was sie vorher war: eine echt russische Stadt! Darum verehrt sie das Volk, darum liebt es sie, gibt ihr die zärtlichsten Kosenamen. „Mütterchen Moskau" — Matjuschka Moskwa — heißt sie schon in den alten Volksliedern, und das Volk nennt sie heute noch so.

Moskau ist die historische Stadt Rußlands, wie Rom diejenige Italiens, und Byzanz - Constantinopel diejenige der Türkei es ist. Allerdings läßt es sich an Alter mit diesen beiden Welt-Kapitalen nicht vergleichen. Aber an Eigenartigkeit, an charakteristischer Beschaffenheit seines Bauwesens, wie seiner Bevölkerung, steht es hinter keiner merkwürdigen Stadt der Erde zurück. Man weiß nicht, wann Moskau gegründet wurde. In der Geschichte klingt der Name der Stadt zum ersten Mal gelegentlich eines von dem Fürsten von Kiew, Georg Wladjimirowitsch Dolgoruki, in der Mitte des zwölften Jahrhunderts daselbst seinen Verbündeten gegebenen Verbrüderungsfestes, bei welchem ein immenses Essen und Trinken die Hauptnummer des Festprogramms bildete. Hauptstadt wurde es dann etwa zweihundert Jahre später, als der Großfürst Iwan Danielowitsch seine Residenz von Wladjimir dahin verlegte und den Namen eines Großfürsten von Moskau annahm. Er wurde auch insofern der Schöpfer der heutigen Stadt, als er den Kreml, jene weltberühmte, eigenthümlichste aller Herrscherresidenzen anlegte, von der aus schon zu verschiedenen Malen die Geschichte ganz Europas entscheidende Wendungen erfahren, und auf die auch eben jetzt die Augen der ganzen Welt gerichtet sind, als bereite sich daselbst wieder einmal eine solche Entscheidung vor. In Moskau wurde schon vor sechshundert Jahren den Tartaren Einhalt geboten, als sie sich gleich Horden menschgewordener Heuschrecken über Europa ergießen wollten. Und in demselben Moskau fand jene Fluthwoge von kriegerischer Eroberung und Umstürzung aller bestehender staatlichen Verhältnisse, die im Namen Napoleon I. ausgesprochen war, den Wellenbrecher, an dem sie endlich zerschellen sollte. Und merkwürdig genug, — in beiden Fällen war es die Stadt selbst, die als leuchtende Fackel bei diesen Werken der Rettung vor dem Ungeheuerlichen zu dienen hatte. Nicht weniger als drei Mal ward es bis zur Mitte des sechszehnten Jahrhunderts von den anstürmenden und nach jeder Niederlage wieder von Neuem hereinbrechenden Asiaten niedergebrannt. Aber, als ob Das noch nicht genug wäre, sollten allein unter der Regierung Iwan's des Vierten (1533—1584) drei weitere Brände die Stadt nahezu drei Mal vom Erdboden vertilgen. Es wird überhaupt schwer sein, eine zweite Stadt zu nennen, welche ihr Recht zu existiren durch den Widerstand, den sie den Flammen einerseits, der Zerstörungs- und Plünderungswuth fremder Eroberer andererseits entgegen zu setzen verstanden, so glänzend dokumentirt hat, wie die alte russische Großfürsten- und Zarenstadt. Wie die Tartaren vom Osten, drangen die Polen und Lithauer zu verschiedenen Malen vom Westen bis zu ihr vor, eroberten, plünderten sie und steckten sie in Brand. Trotz alledem aber wuchs die Stadt immer auf's Neue aus dem Erdboden empor, und als Peter der Große, der nun einmal um jeden Preis Rußland aus Asien nach Europa verlegen wollte, im Jahre 1703 Petersburg gründete, war es bereits eine nach anderthalb Hunderttausenden zählende Großstadt, die der gewaltthätige Zar um ihre ausschließliche Hauptstadt-Würde brachte. Diese Zahl war nahezu um weitere Hunderttausend gewachsen, als Napoleon im September 1812 auf dem großen Todeszuge seines Kriegsglückes bis hierher vordrang, um vier Wochen später dies Kriegsglück in dem von den Russen selbst gelegten Brande ihrer „heiligen Mutterstadt" aufgehen zu sehen. Kaum 2500 von den 10,000 Häusern, die Moskau damals zählte, blieben stehen, und wenn man nicht in mythische Zeiten, nach dem Brande Troja's als Seitenstück zurückgreifen will, so wird man nur in dem jüngsten amerikanischen Riesen-Stadtbrande, in dem Chicago's, ein Pendant zu dieser letzten Flammenkatastrophe Moskaus finden können. Selbst der Kreml, der durch besondere Festungswerke von der übrigen Stadt abgerennt, schon von den letzten Tartaren- und Polen-Bränden unberührt geblieben, gerieth dieses Mal in dringende Gefahr, gleichfalls zerstört zu werden. Nicht nur, daß Napoleon ihn in die Luft zu sprengen versuchte, ein Theil seines großen Bauten-Complexes wurde auch von den Brandstiftungen der Russen selbst ereilt und vernichtet. Aber es war Alexanders des Ersten schleunige Sorge, das Zerstörte ersetzen und auch die letzten Spuren davon in kürzester Zeit austilgen zu lassen.

Der Kreml, — das Kapitol und der Palatin dieses russischen Roms zusammen, — bildet eine der fünf Städte, aus denen das heute nahezu 700,000 Einwohner zählende Moskau besteht. Zugleich ist es der Mittelpunkt dieses Städte-Complexes. Der schon oben angezogene Feuilletonist nennt den alten Czarenbau eine Stadt in der Stadt, deren Bewohnerzahl noch heute zwischen 1500 und 2000 schwanke. In früherer Zeit war diese Zahl allerdings bedeutend größer, da der Kreml nicht nur den Zaren zum Wohnsitz diente, sondern auch alle zur Hofhaltung gehörigen Personen, die höhere Geistlichkeit und viele der mächtigsten Bojaren beherbergte. Noch in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts gab es im Kreml über zwanzig Gassen, während jetzt eigentlich nur noch eine, die Commandantenstraße, vorhanden ist. Dennoch wäre es übel angebracht, wenn man in Bezug auf den heutigen Kreml von geschwundener Pracht reden wollte. Eher könnte man ihn mit dem verzauberten Schloß des Märchens vergleichen, welches des erlösenden Erscheinens des Ritters harrt, der in all die schlummernde Pracht und Herrlichkeit neues Leben bringt.

Außer dem großen kaiserlichen Palast, dem riesigen Synodalgebäude, dem Senatspalast, dem Arsenal und der Kaserne und vielen anderen großen Gebäuden, enthält der Kreml noch heute nicht weniger als drei Kathedralen, zwölf Kirchen, eine Kapelle und zwei Klöster. Gewaltige Mauern, durch welche fünf Thore führen, umgeben ihn. Der Graben, der ihn früher von der Stadt trennte, ist zwar ausgefüllt und ein schöner, breiter Boulevard an seine Stelle getreten, aber die alten Burgmauern mit ihren achtzehn Thürmen werden sorgfältig in gutem Stand erhalten, und bei allen Umbauten und Ausbesserungen im Kreml wurde streng darauf geachtet, daß der ursprüngliche Charakter dieser ehrwürdigen Befestigungswerke gewahrt blieb, wie überhaupt der ganze Kreml vor den Einflüssen der Geschmacks-Richtungen späterer Jahrhunderte so bewahrt geblieben ist, wie kein anderes Fürstenschloß. Nur so war es möglich, daß er in einem Zustande sich erhielt, in dem man ihn die Stein gewordene Geschichte Rußland's nennen kann, und in dem er all' die wechselnden Geschicke, welche in frohen und in schlimmen Tagen dem von Russen bewohnten Lande beschieden waren, wiederspiegelt.

Im Kreml, — der etwa „Burg" bedeutende Name ist nicht russischen, sondern tartarischen Ursprungs, und kehrt bei vielen Städten Ostrußlands wieder, — hat jedes Fleckchen Erde seine Geschichte, und jede dieser Geschichten ist interessant. Das höchste Bauwerk des Kremls und der Stadt Moskau überhaupt ist der große Glockenthurm des Iwan Welicky, des Großen Iwan. Derselbe wurde im Jahre 1600 unter der Regierung des Zaren Boris Godunoff erbaut, um die während einer großen Hungersnoth aus allen Theilen des Landes in Moskau zusammenströmenden Volksmassen zu beschäftigen. Auf der höchsten Stelle der Stadt errichtet, überragt der fast 250 Fuß hohe Iwan mit seiner mit echtem Dukatengold überzogenen Kuppel und dem 45 Fuß hohen vergoldeten Kreuz alle anderen Baulichkeiten des Kreml. Auch dieses Kreuz erinnert an die letzte große historische Katastrophe, die der Kreml erlebt, an die Anwesenheit Napoleons. Als derselbe in den Kreml eingezogen war, wollte er das weithin leuchtende Symbol des Christenthums herabnehmen lassen, weil man ihm gesagt hatte, es sei aus reinem Golde gefertigt, und beim Volke herrschte der Glaube, daß der Untergang des Kreuzes den Untergang des Reiches nach sich ziehen werde. Er wollte es als Siegestrophäe nach Paris mitnehmen, aber keiner seiner Ingenieure getraute sich, das Kreuz herabzuholen, ohne vorher feste Gerüste errichtet zu haben, was viel zu viel Zeit erfordert haben würde. Da erbot sich ein Bauer, die Arbeit auszuführen. An einem Seil erkletterte er die Höhe der Kuppel, erreichte das Kreuz, und ließ es an demselben Seile herab. Napoleon ließ ihn zum Danke erschießen. Weniger erfolgreich war er vier Wochen später, als er zum Rückzug aus der brennenden Feindes-Kapitale den Kreml selbst in die Luft sprengen lassen wollte. Er fand keinen Russen, der, mit den Lokalitäten vertraut, ihm die schwachen Stellen des Riesenbaues verrathen hätte, und dort, wo er es auf's Gerathewohl versuchte, waren die Mauern der Zarenburg und ihre Fundamente viel zu mächtig, als daß sein Pulver sich mit Erfolg daran bewähren konnte. Dynamit aber, wie im Jahre des Heils 1883, war damals noch eine völlig unbekannte Sache im heiligen Rußland. Die Zahl der Glocken des Iwan Welicky beträgt über zwanzig. Die größte und berühmteste derselben wiegt 1300 Centner. Eine noch größere, die größte aller Glocken, die überhaupt je gegossen wurden, befindet sich jedoch nicht auf dem Thurm, sondern liegt in einem Anbau desselben an der Erde. Sie führt den Namen der Zaren-Glocke, wiegt 443,770 Pfund, hat 67 Fuß im Umfang, 22 Fuß im Durchmesser und ist 21 Fuß hoch.

Eine unangenehme Ueberraschung.

Es war früh, ein herrlicher Sommermorgen. Seine Durchlaucht, der Herzog, in einen hellen, leichten Morgenrock gehüllt, lag in einem Fenster des Corridors, der auf den Schloßgarten ging, und sog in vollen Zügen die frische, erquickende Morgenluft ein. Es war dem Herzog besonders wohl heute Morgen; träumerisch schaute er in das schöne Treiben der Natur hinab; er fühlte sich so eins mit ihr; kein Mißklang, nichts Fremdes störte ihn. Die Blumen im Garten schienen ihm traulich zuzunicken; das Gezwitscher der Vögel klang ihm wie ein freundlicher Morgengruß, und es war ihm, als ob der blaue Himmel sich sanft zu ihm neigte und ihn leise an sich zog, und er glaubte süße Stimmen zu vernehmen, die ihm zuriefen: Komm' freue dich mit uns! Kurz, der Herzog fühlte sich so recht von Herzen wohl und behaglich. Doch — des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zu Theil. Eine finstere Wolke schwebte langsam auf seine Durchlaucht herab und zwar in Gestalt eines Lakaien, um sie aus ihren süßen Träumereien auf eine sehr unsanfte Art aufzuwecken. Leise öffnete sich eine Thür und ein Lakai trat heraus, der im Begriff war, an dem Fenster, in welchem der Herzog ruhte, gleichgültig vorbeizugehen. Als er die weiße Gestalt erblickte, — an den Herzog dachte er nicht im mindesten, da derselbe zu so früher Morgenstunde sich nie zu zeigen pflegte — so glaubte er, der Koch wäre es, der in behaglichem Naturgenuß schwelge, und beschloß sich den Spaß zu machen, ihn tüchtig zu erschrecken. Mit großer Behutsamkeit näherte er sich dem Herzog und versetzte ihm mit weit ausholender Rechten einen mächtigen Schlag auf den Theil seines Körpers, den die Schuljungen gegen eine gewisse harte Behandlung des Lehrers durch allerlei Unterlagen unempfindlich zu machen suchen.

Der Herzog, auf eine so unerhörte Art in seiner Betrachtung gestört, wandte sich mit Blitzesschnelle um: denselben erkennen, sich zu Boden stürzen und ein entsetzliches Jammergeschrei ausstoßen, war für den Lakaien eins. „Durchlaucht", heulte er, „schlagen Sie mich, tödten Sie mich, ich verdiene es, ich glaubte, es wäre der Koch, den ich erschrecken wollte. Ich bin ein ruinirter Mann für immer; o Gott, o Gott, was habe ich gethan! O Durchlaucht, haben Sie Erbarmen mit mir, ich bin ein verheiratheter Mann! Sagen Sie mir, womit ich Sie versöhnen kann! Oh, oh!"

Der arme Lakai war in einem solchen Zustand der Verzweiflung, sein Gesicht trug einen so komischen Ausdruck aufrichtiger Zerknirschung, daß der Herzog, der ein gemüthlicher Herr war, sich für den bestandenen Schrecken reichlich entschädig fühlte. Lachend sagte er zu dem Diener: „So steh' doch auf; es soll Dir nichts geschehen; aber wenn es auch der Koch gewesen wäre, so hart hättest Du doch nicht zu schlagen brauchen!"

Die „lederne" Gans.

Ein Kostwirth, dessen „Boarders" sich schlicht un recht an ledernes Beefsteak un Kaffee aus gebranntes Welschkorn nähren, wollte, da der Jeburtstag seiner Frau jefeiert werden sollte, die armen Kostjänger ooch mal was zu Jute thun. Es wurde beschlossen, daß das Festessen aus Jänsebraten mit Zubehör bestehen sollte. „Aber lieber Mann," sagte die sparsame Hausfrau zu ihrem Jatterich, als sich derselbe zum Jang uf den Markt fertig machte, „nur keine zu junge Gans! Wenn sie zu weich ist, essen die Kerls zu viel davon und dann reicht's nicht für 40 Mann!" — „Hab keine Bange!" erwiderte der zärtliche Jatte, „daß eene alte Jans am besten un vortheilhaftesten is, seh' ick ja am besten an dir!" Eingedenk des juten Rathschlags fragte der folgsame Herr Wirth uf dem Markt ooch jleich den Jeflügelhändler: „Haben Sie hier vielleicht eine etwas dauerhafte Jans? Wissen Sie, so eine, die schon über die erste Jugendblüthe hinaus war, die schon in jereifte Jahre stand un was von die Welt jesehen hatte!"

„Da kann ick Ihnen jrade dienen," antwortete der Bauer, „hier habe ick eene, die hat schon den Krieg miterlebt, — nich den mexikanischen, aber doch den letzten. Ick hab' sie an Rehposten un rostije Nägel fettjefüttert, un Sie werden finden, deß sie sich zu einem Kosthaus-Festessen besonders jut eignet!"

Un der edle Hotelier hat die Jans billig jekauft un mit heimjenommen. Aber die Strafe for seinen Jeiz blieb nicht aus. Er wollte das Thier zerschneiden, — es jing nicht, kein Messer war scharf jenug. Er nahm die Holzaxt un schlug mit aller Kraft uf die Jans los, — umsonst, die Axt jlitt ab, als ob sie Eisen jetroffen hätte. Er steckte dem Vieh een halb Pfund Schießpulver in den Leib und zündete es mit einer langen Lunte an, — die halbe Küche jing zu Trümmern un das eirische Dienstmädchen flog zum Schornstein hinaus, aber die Jans blieb unversehrt! Er spannte ein Pferd an jedes Bein des Vozels, un ließ sie nach Leibeskräften anziehen, — die Stränge rissen, aber die Jans blieb janz! Endlich in heller Verzweiflung thaten sie das Vieh in einen Kessel, und kochten sie von Mittwoch bis Sonntag ohne Aufhören Tag un Nacht, un brieten sie dann acht Stunden lang im Backofen, — un als die Stunde des Dinners jekommen war, un die versammelte Jesellschaft sich schon uf den appetitlich aussehenden Braten freute, da stand die alte Jans plötzlich uf der Schüssel auf und sagte zu die zum Tode erschrockenen Jäste: Bitte meine Herren, lassen Sie sich in Ihrem Vergnügen nicht stören!

Zur Maibowle.

„Wann's Mailüfterl weht,
Z'geht im Wald drauß der Schnee,
Da heb'n die blauen Veilchen
Dö Köpferln in d' Höh" —

heißt's in dem bekannten Volksliede; aber die schönen blauen Veilchen sind's nicht allein, die der König Lenz als Sendboten auf die Erde schickt, gleichzeitig mit ihnen erscheinen auch die duftigen Blüthen des Waldmeisters und erinnern an die Bestimmung, die ihnen der Volksbrauch seit langer, langer Zeit zuerkannt hat. Sie sind nicht wie die Veilchen dazu angethan, in zierliche Sträußchen gebunden, in der Hand oder am Busen holder Damen zu prangen und dort ihr Dasein zu verhauchen, sie wollen überhaupt nicht für sich allein zur Verherrlichung des Frühlings dienen, sondern erst durch die Vermählung mit einem andern edlen Sproß der Pflanzenwelt gelangen sie zur Entfaltung der ganzen Macht ihrer Reize.

Wenn's Mailüfterl weht, dann ist auch die Zeit der Maibowle wieder gekommen, und so weit die deutsche Zunge klingt und der Waldmeister gedeiht, labt sich gern Alt und Jung an dem würzigen Trank. Und dieses Gebiet des Waldmeisters ist ein sehr weitreichendes. Im kühlen Schatten des Buchwaldes, da ist sein eigentliches Heim und fast überall, so weit Buchen gedeihen, gedeiht auch Waldmeister, im Norden bis nach Finnland und Litthauen, nach Süden hin bis in die Sudeten und Karpathen, die Alpen und Apeninnen. Und ganz nach Art guter Kameraden hält er auch gleichen Schritt und Tritt mit der Buche. Zur selben Zeit, wenn diese ihre ersten Triebe ansetzt, drängen sich auch die ersten grünen Sprossen des Waldmeisters durch den laubbedeckten Boden, und sobald die Buche ihre runden Blüthenkätzchen hervorstreckt, da hat auch der Waldmeister seine sternförmig geordneten Blättergruppen ausgebreitet und beginnt seine würzig duftenden Blüthen zu entfalten.

So lange aber wartet die frohe Gesellschaft nicht, um ihn zur Belebung der Gemüther in ihre Kreise zu ziehen. Gerade die ersten jungen Stengel und die noch nicht völlig entwickelten Blüthen eignen sich am vorzüglichsten zur Maibowle.

Die richtige Bereitung des Maitranks gilt noch immer als eine Kunst. Dazu gehört es nicht nur, daß man die Maikräuter frisch aus dem Walde pflücke und dann wenige Stunden an der Luft liegen lasse, damit der ganze Vollgehalt ihres Duftes hervortrete und sie ihre ätherische Essenz um so kräftiger ausstrahlen, da gilt es auch zu beobachten, mit was für Wein man sie verbinde, wie lange man diesen ziehen lasse und in wie weit man noch andere Ingredienzen zur Mitwirkung hinzulege. Feine Kenner lassen nur Moselwein und Champagner als vollgiltig passiren und verwerfen außer Zucker und vielleicht noch ein paar Orangenschnitten jede andere Zuthat. Waldmeister, behaupten sie, ist ein prächtiger Gesellschafter, aber er duldet keine anderen Duftträger neben sich, ohne sich verstimmt zu zeigen. Alle sonstigen Beimischungen, wie Blätter der schwarzen Johannisbeere, Erdbeerblüthen oder gar Pfeffermünz- und Melissenkraut geben wohl einen stark gewürzten Trank, verdrängen aber das zarte duftige Aroma des Waldmeisters. Auch soll man die Maibowle nicht in geschlossenen Zimmern genießen wollen. Trinken läßt sie sich da, aber nicht genießen. Sie will im Freien, an einem lauschigen Plätzchen des Gartens, oder noch besser, in Waldmeisters Heim selbst, im frischen, grünen Wald geschlürft sein.

Woher kommt denn eigentlich der schöne Name Waldmeister? Ja, wer das zu sagen wüßte! Manche glauben, der Dichter Otto Roquette sei der Erfinder. Das ist aber keineswegs der Fall. Lange vor Roquette war schon diese Bezeichnung in Aufnahme, obwohl in früheren Zeiten andere Namen dafür gebräuchlich waren. In den ältesten deutschen Kräuterbüchern erscheint der Waldmeister als „Herzfreund" und noch im vorigen Jahrhundert zählte er zum Arzneischatz. Jedes Kind nennt ihn jetzt Waldmeister und die Botaniker haben ihn in Asperula odorata umgetauft. Natürlich konnte ihn auch die Chemie nicht ohne Visitation lassen, denn die moderne Wissenschaft sucht nun einmal Allem auf den Grund zu kommen. Waldmeister wurde in's Verhör gestellt und bald hatte man's heraus: was ihn so lieblich duften macht, es ist ein flüchtiges Oel, das er in sich trägt, das sogenannte Kumarin, das er übrigens nicht allein besitzt, sondern auch gewisse Kleearten, das wohlriechende Ruchgras und die Tonabohne, womit manche Schnupfer sich ihre Pfeife parfümiren.

Die Aufmerksamkeit der Menschen hat Waldmeister von Alters her auf sich zu lenken gewußt. Schon vor Jahrhunderten pflegte man ihn mit Wein zu übergießen und zum Trank zu verwenden, damals freilich nur als Arznei.

Auch die Engländer würzten sich den Wein mit diesem Kraute. Der Botaniker John Gerade (1545—1607) berichtet, daß der lateinische Name des Waldmeisters seiner herzstärkenden Eigenschaften wegen auch „Cordialis" sei, daß er auf Hochdeutsch „Herzfreyd", auf Plattdeutsch seiner heilenden Kräfte halber „Leverkraut" heiße, daß man das Kraut in Sträußen und Kränzen in Häusern und Kirchen aufhänge, wie dies ja im Norden Deutschlands noch jetzt häufig geschieht, und bemerkt dann weiter: „Man sagt, er wird in Wein gethan, um den Menschen lustig zu machen und soll das Kraut gut sein für das Herz und die Leber." Uebrigens genoß der Waldmeister auch das Ansehen eines Wetterpropheten, indem er bei nasser Witterung sehr stark, bei trockener gar nicht riechen sollte. Aber nicht nur das, die alten Kräuterbücher wissen noch mehr von ihm zu rühmen, da reinigt er nicht blos das Blut und erfrischt das Herz, sondern bringt auch, wenn man ihn der Lenzgöttin weiht, Glück in der Liebe. Kann man sich nun noch wundern, wenn ihn alle Welt in's Herz geschlossen hält?

Den Wein mit duftigen Kräutern und Gewürzen zu mischen ist überhaupt ein sehr alter Gebrauch. Schon die alten Römer hatten bekanntlich ihre Rosenfilter, über welche sie den Falerner gossen. Mohamed trank mit Veilchen gewürzten Wein und der feinste Sherbet der Muselmänner wird aus Veilchen und Zucker bereitet. Im germanischen Alterthum hatte freilich das Bier den unbestrittenen Vorrang unter den Getränken und erst zur Zeit der Kreuzzüge, als die ungarischen, italienischen und griechischen Weine Eingang fanden, wurde der Weingenuß allgemeiner. Aber erst im 15. Jahrhundert wurde der einheimische Rebensaft das eigentliche Hauptgetränk der Deutschen. In guten Jahren war er auch spottbillig, und für ein geringes Geld konnte man Tage lang zechen. Wie man weiß, ließ man's auch in diesem Punkte nicht fehlen.

Man trank den Wein damals in sehr jungem Zustande, unmittelbar nach der Kelterung, als Most, dann in allen Stadien seiner Gährung und endlich als firnen, d. h. einjährigen Wein; älter aber wurde der einheimische Wein nicht getrunken, er hielt sich damals auch wohl nicht länger, denn in der Konservirung war man noch nicht so erfahren wie heutzutage.

Auch die Weinverfälschung war damals noch nicht zu der Raffinirtheit ausgebildet wie gegenwärtig. Im Mittelalter galt es überhaupt für einen Frevel, den Wein anders zu machen, als Gott der Herr ihn habe wachsen lassen und schon seit 1391 waren strenge Strafen auf Weinverfälschung gesetzt. Daher mußte auch, wenn der Wein nicht für den eigenen Hausbedarf, sondern zum Verkauf bestimmt war, für die Zubereitung jedesmal obrigkeitliche Erlaubniß eingeholt werden und die Bereitung selbst durfte nicht durch den Besitzer oder seine Leute selbst, sondern durch einen „Bender" geschehen, der an die sehr genauen Vorschriften seines Zunftbuches eidlich gebunden war. Trotz alledem aber darf man sich die Güte des Weines in jener Zeit nicht allzu schön ausmalen.

Auch der reine, unverfälschte Wein war in vielen Gegenden schlecht, ja häufig kaum zu genießen und ein wirklich guter Wein noch schwerer zu erlangen, als heute, obwohl der Weinbau sich auf weit mehr Gegenden erstreckte als jetzt, so z. B. auf ganz Norddeutschland bis nach Preußen hinauf, wo das Gewächs von Thorn sogar eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte. Aber trotz dieser ausgedehnten Weincultur war, wie wir aus alten Berichten wissen, selbst auf vornehmen Tafeln ein wahrhaft guter Wein nicht häufig, vielmehr zuweilen so herzlich schlecht, daß er, wie Peter Bleseusis sagt, „nur mit geschlossenen Augen und zusammengebissenen Zähnen, mit Schaudern und Widerstreben, eher gesehlt als getrunken werden konnte. Aber auch nur der gemeine Mann, wenn er es vorzog, sich mit Meth, Bier oder Cider zu erfrischen, trank den Wein rein, wie er von der Kelter kam. Die Vornehmen, die nur zu ihrem Vergnügen tranken, hielten sich entweder an die aus Ungarn, Italien oder sonst dem Süden eingeführten Sorten, obwohl diese viel theurer waren, oder man suchte den vaterländischen Rebensaft durch Zusätze möglichst zu verbessern, und zwar nicht nur durch Beimischung von Honig, sondern auch von Gewürzen und wohlriechenden Kräutern.

Hier haben wir den Ursprung der heutigen Maibowle zu suchen. Uebrigens verwandte man damals vielfach Ingredienzen, die in unserer Zeit ganz außer Gebrauch gekommen sind.

Die gewöhnlichste Sorte wurde durch Zusatz von Maulbeeren hergestellt und Moraz genannt. Außerdem machte man einen Aufguß auf Salbei, Hop, Wermuth, Rosen und Kirschen. Ein förmlicher Würzwein ferner wurde mit Honig oder Zucker, Muskatnüssen, Ingwer und Nelken hergestellt. Diesem Weine schrieb man gleichzeitig Heilkraft zu, namentlich sollte er Herz und Magen stärken, das Blut reinigen und die Glieder kräftigen. In ähnlicher Weise wurde der allgemein gebräuchliche Lutertrank (d. h. Lautertrank) oder Claret hergestellt, nur ließ man hierbei die Spezereien nicht im Weine liegen, sondern fischte sie nach einiger Zeit wieder heraus und wartete, bis der Wein sich völlig geklärt hatte. Bartholomäus Anglikus gibt ein Recept, das übersetzt so lautet: Claret wird aus Wein, Honig und duftenden Spezereien bereitet. Die Gewürze werden zu feinem Pulver gerieben und in ein reines leinenes Säckchen geschüttet, dann mit sehr gutem Weine übergossen und diese Uebergießung wird so lange wiederholt, bis der Wein die Kraft der Gewürze ausgesogen hat und ganz klar geworden ist. Daher hat der Claret vom Weine die Stärke und Kraft, von den Spezereien die Würze und den Duft, vom Honig aber die Süße und den Wohlgeschmack. Dieses Getränk wurde allgemein dem puren Weine vorgezogen; übrigens war es sehr stark und berauschte leicht. Namentlich des Abends vor dem Schlafengehen wurde es zur Zeit des Mittelalters in Deutschland wie auch in Frankreich mit großer Vorliebe genossen, und in den alten Rittergedichten wird uns mehrfach geschildert, wie dieser Schlaftrunk den eingekehrten Gästen von der Burgfrau oder dem Burgfräulein eigenhändig in's Schlafgemach gebracht und überreicht wurde, selbst wenn der Gast sich schon entkleidet und auf's Lager gestreckt hatte. So erzählt dies z. B. Wolfram von Eschenbach vom Artusritter Parzival auf der Gralsburg. Auch der Willkomm- und der Scheidetrunk, die zur Bezeugung der Gastfreundschaft gehörten, bestanden gewöhnlich aus solch' gewürztem Weine.

Der Wandel des Geschmacks hat sich aber im Laufe der Jahrhunderte auch hier geltend gemacht. Die oben erwähnten Kräuterzusätze sind inzwischen ganz außer Gebrauch gekommen und, die noch immer beliebte Erdbeere abgerechnet, ist nur der Waldmeister allein noch in Gunst geblieben. Die heilkräftige Wirkung, die ihm unsere Vorfahren nachrühmten, erwarten wir modernen Menschenkinder nicht mehr von ihm; auch für das Glück in der Liebe soll er nicht verantwortlich gemacht werden; aber uns die Grillen zu verscheuchen, den Sinn aufzuheitern und uns mit Maienluft zu erfüllen, das sei auch fernerhin die Aufgabe, die wir ihm zuweisen.

Und wenn er dann, mit Rebensaft vermählt, die Fülle seines Waldodems diesem eingehaucht hat, dann soll er uns so köstlich munden, daß wir aus ganzer Seele mit Wilhelm Müller rufen:

„O hätt' ich von dem Storche
Den langen, engen Schlund,
Daß nicht mein Magen läge
So nah' an meinem Mund!

Kaum fühl' ich ihn am Gaumen
Den süßen Traubensohn,
So ist er auch hinunter
Im todten Bauche schon.

Drum, Storch, wenn ich mit Weine
Den Mund mir mache naß,
Beneid' ich deinem Halse
Den langen, engen Paß!

Schad' um die lange Kehle
Für dich, du Wasserschwelg,
Und für die kurze Kehle
Wie Schad' um diesen Kelch!"..

Theodor Winkler.

Distlentheil der Berliner Wespen.

(Von unserem eigenen Interviewer.)

Bei Ravoninohitziniarivo.

Der Insel Madagaskar vermochte ich mich aus dem Kiepert noch sehr wohl zu erinnern. Dieselbe liegt bekanntlich an einer sehr entlegenen Stelle der geographischen Atlanten, findet sich aber auch regelmäßig auf jedem halbwegs runden Globus. Allein alles dies genügte mir noch nicht, und ich war entschlossen, noch Ausführlicheres über das eigenthümliche Eiland zu erfahren. In dieser Hinsicht war die Anwesenheit der madagassischen Gesandtschaft in Berlin ein Ereigniß für mich, und ich nahm mir vor, dem Häuptling tüchtig etwas am Zeuge zu fragen.

Als ich die Treppe des Hotel Kaiserhof erklommen hatte, suchte der Dolmetscher sofort in zuvorkommendster Weise, mir bei den fremden Herrschaften Einlaß zu verwehren. Da ich indeß durch mein Weggehen keine Störung verursachen wollte, so schob ich ihn bei Seite und stand im nächsten Momente dicht vor den exotischen Gästen. Was zunächst das Aeußere betrifft, so ist der befremdliche Eindruck, den ich auf sie hervorbrachte, ja erklärlich. Man denke sich einen Mann in mittleren Jahren von nichts weniger als kaffeebrauner Gesichtsfarbe und ohne wolliges Haar — so stand ich